

ERFAHRUNGEN

CHRISTOPHER SPRY

digital only

# ICH WAR KIND C

Ein hilfloser Junge in der Gewalt  
einer sadistischen Mutter

BASTEI ENTERTAINMENT 

Aber das ist nicht die Eunice, an die ich mich erinnere. Nicht Mutter. Nicht die Frau, die am Tag der Tewkesbury Mop Fair in der Küche vor uns stand. Zunächst einmal trug sie an diesem Tag keine Brille. Daran erinnere ich mich ganz genau. Sie hatte Jeans und einen weißen Fleecepulli an, ihr Lieblingsstück. Den trug sie, bis er auseinanderfiel.

»Wer hat die Praline genommen?«

Wie meine Mum hat auch sie einen starken südwestenglischen Akzent, aber ihrer ist nicht so sanft wie der meiner Mum, sondern eher schroff, fordernd.

»Kommt schon, wer hat sie genommen?« Sie starrte uns mit stechendem Blick an.

Wir sagten nichts, weil jeder von uns dachte, dass ein anderer die Praline genommen habe, wir aber dennoch alle dafür bestraft würden. Ich hoffte nur, dass sie nicht wieder den Hausschuh nehmen würde. Der Hausschuh tat so weh.

»Ab nach oben.«

Das war neu. Doch wir taten, was uns befohlen wurde. Wir rasten die Treppe zu Charlottes Zimmer hinauf und stellten uns in einer Reihe vor ihrem Bett auf.

Sowohl im George Dowty Drive als auch später im Bauernhaus hatte Charlotte immer ein eigenes Zimmer. Mutter und Bradley schliefen gemeinsam in einem anderen Zimmer — bis zum Schluss. Im Bauernhaus gab es noch Judiths Zimmer, das meistens leer stand, da Judith ständig mit ihren Leuten aus der Folk-Musik-Szene herumreiste. Das letzte Zimmer teilten Karen, Lulu und ich uns. Es war ein winziges Zimmer mit nur einem Stockbett, weshalb einer von uns auf dem Boden schlafen musste. Und ratet mal, wer das war.

Im George Dowty Drive war Charlottes Zimmer das größte. Sie hatte auch ein Stockbett, schlief aber nur unten. Oben auf dem Bett stapelte sich eine Unmenge an Spielzeug und anderem Kram. In dem Zimmer gab es alles Erdenkliche. All diese Dinge hatte Mutter für Charlotte gekauft. Ich erinnere mich an ein Panasonic-Radio, eines der besten Radios, die es damals gab. Als wir in einer Reihe vor dem Bett standen, starrte ich dieses Radio an und war, wie immer, furchtbar neidisch.

Mutter kam mit einem Stuhlbein in der Hand herein.

Dieses Stuhlbein hat die Polizei in Gewahrsam genommen. Es stammte von einem Küchenstuhl, mit dem Meg, unser Hund, gekämpft hatte — und mit Meg sollte man sich besser nicht anlegen. So hatte dieser Stuhl ein Bein verloren.

Das Stuhlbein war dunkelbraun und gab einen großen, dicken Knüppel ab. Mutters Augen waren eiskalt. Unten in der Küche war sie wütend gewesen, kurz davor zu explodieren, aber nun schien sie jegliches Gefühl verlassen zu haben.

Sie zeigte auf unsere Füße: »Schuhe und Strümpfe ausziehen.«

Folgsam zogen wir unsere Schuhe und Strümpfe aus und standen wie drei kleine Soldaten beim Waffenappell barfuß vor Charlottes Bett. Unten machte sich Charlotte für das Volksfest fertig. Oder vielleicht saß sie auch am Küchentisch und aß Pralinen.

Ich weiß nicht mehr genau, in welcher Reihenfolge sie uns misshandelte, aber ich weiß noch, dass Karen die Erste war. Mutter schlug mit dem Stuhlbein so stark, wie sie konnte, auf Karens Fußrücken. Es gab ein dumpfes Geräusch. Karen schrie auf. Noch einmal das dumpfe Geräusch, noch einmal ein Schrei. Und wieder und wieder.

Dann war ich an der Reihe. Mir blieb kaum Zeit zu realisieren, was geschah. Ich hörte wieder den dumpfen Schlag, und dann kam der Schmerz. Ein Schmerz, wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Eine vollkommen neue Qualität. Wie hatte ich nur vor dem Hausschuh Angst haben können?

Sie nahm sich einen nach dem anderen vor und schlug uns mit dem Stuhlbein auf die Fußrücken. Eins, zwei, drei. Eins, zwei, drei.

Sie bevorzugte die Füße, weil man dort besonders schmerzempfindlich ist und man auf den Füßen keine blauen Flecke bekommt — das wusste sie aus ihrer Zeit als Krankenschwester. Auf dieses Wissen war sie unglaublich stolz.

Wir schrien, brüllten, heulten und flehten sie an aufzuhören. Als ich auf dem Boden zusammenbrach, zerrte sie mich an meinen Kleidern wieder hoch und schlug weiter zu. Sie zeigte keinerlei Gefühlsregung. Als ob sie, ganz die tüchtige Hausfrau, Teppich klopfen würde. Regelmäßig und ausdauernd. Eins, zwei, drei.

»Gesteht!«, sagte sie. »Wer von euch war es?«

Natürlich war es irgendeiner von uns, wahrscheinlich Lulu. Aber schließlich sagte ich, dass ich die Praline geklaut hätte. Ich hatte sie wirklich nicht genommen, aber ich wollte einfach, dass der Schmerz aufhörte.

Doch Mutter glaubte mir nicht und auch nicht den anderen – eine Methode, die sie all die Jahre hinweg anwandte. Sie schlug zu, bis man alles gestand. Wenn man es dann gestanden hatte, sagte sie, man lüge. Und dann verprügelte sie einen, weil man gelogen hatte.

Diese Prügelstrafe dauerte ungefähr fünf Minuten für jeden. Am Ende brachen wir einer nach dem anderen zusammen. Erst dann hörte sie auf. Sie befahl uns, die Strümpfe und Schuhe wieder anzuziehen, und verließ das Zimmer.

An diesem Abend gingen wir dennoch auf die Mop Fair. Nachdem wir verprügelt worden waren, machten wir uns zum Gehen bereit. Aber wir verspürten keine Vorfreude, keine Begeisterung mehr. Das Haus, das vorher wie ein Bienenstock gesummt hatte, war jetzt mucksmäuschenstill. Wir versuchten, unser Schluchzen und unsere laufenden Nasen zu verbergen, und senkten die Köpfe. Aber die Schmerzen ließen nur langsam nach. Und der Schock saß noch viel tiefer. Als ich meine Schuhe anzog, zuckte ich vor Schmerzen zusammen, stand ganz vorsichtig auf und folgte meiner Familie hinaus zu unserem Van. Ich sah, dass Karen humpelte. Meine geschwellenen Füße fühlten sich riesengroß an, als ob es die Füße von einem anderen wären. Sie waren so empfindlich wie ein rohes Ei. Aber man sah keine blauen Flecken. Man sah rein gar nichts.

Als wir an den Häusern des George Dowty Drive vorbeifuhren, konnten wir durch Nebelschwaden hindurch die hinter den vorgezogenen Vorhängen gemütlich erleuchteten Wohnzimmer erahnen.

Bevor wir zur Mop Fair fahren, lieferten wir Bradley bei Eunice' Eltern ab, da er noch zu klein war. Die Mop Fair war so wie von uns erhofft — oder zumindest so, wie wir es uns noch vor Mutters »Disziplinierung« erhofft hatten. Lärm, Lichter, Musik, Klingeln und Tröten und das wundervolle Riesenrad, auf das wir uns schon so gefreut hatten. Kinder, deren Eltern sich nicht weiter um sie sorgten, rannten ringsumher. Das ganze Fest war eine Mischung aus Lärm, Farben und purer Lebensfreude — außer für Karen, Lulu und mich.

Es reichte anscheinend noch nicht, dass wir verprügelt worden waren. Wir mussten auch noch all den fröhlichen Kindern zuschauen und spürten nun erst recht, was uns entging.

Sofort zogen die Feuerschlucker unsere Blicke auf sich. Die Feuerbälle, die aus den Mündern der Männer hervorschoßen, schienen den Nebel zu vertreiben, der alle anderen Geräusche und Lichter des Rummels dämpfte.

»Los, weiter«, blaffte Eunice, als sie sah, dass wir an etwas Gefallen fanden. Sie zog so fest an meiner Jacke, dass ich fast gestolpert wäre.

Eunice hatte eine Videokamera mitgebracht, mit der sie ununterbrochen Charlotte filmte. Charlotte entschied sich, als Erstes mit dem Musikexpress zu fahren. Wir ungezogenen Kinder mussten danebenstehen und zuschauen. Als Nächstes bekam Charlotte eine Zuckerwatte, die ich für sie halten durfte, als sie in ein weiteres Karussell einstieg. Sie durfte ins Spiegelkabinett, und wir standen nur da und schauten ihr zu. Von einem zum nächsten Fahrgeschäft trotteten wir hinter ihr und Mutter mit ihrer Videokamera her. Sie unterbrach die Aufnahme nur, um uns mit einem bissigen »Los, weiter!« voranzutreiben. Einer der wenigen Sätze, den sie zu uns an diesem Abend sagte.

Mit unseren brennenden Füßen kamen wir uns wie müde, verwundete Soldaten vor. Zudem mussten wir noch Charlottes Ausbeute — Zuckerwatte, Süßigkeiten und Stofftiere — schleppen, während sie Ringe warf, mit der Hand unzählige Lose aus Eimern fischte — alles in allem einen wunderbaren Abend verbrachte.

Eunice bemerkte natürlich, wie ich sehnsüchtig zum Autoskooter hinüberblickte — schon damals war ich von Autos besessen, wie wohl die meisten kleinen Jungs. Doch sogleich kam wieder ihr üblicher Sermon: »Wenn du nicht gestohlen hättest, dürftest du jetzt damit fahren.«

Als Charlotte genug hatte, verließen wir die Mop Fair und fuhren wieder nach Hause. Während Charlotte ihr belegtes Toastbrot aß, mussten Karen, Lulu und ich ohne Abendessen ins Bett. Hungrig gingen wir nach oben und zogen unsere Schlafanzüge an. Karen und Lulu legten sich in das Stockbett, und ich versuchte, es mir unter meiner Decke auf dem Boden bequem zu machen. Während meiner Kindheit kam ich nur sehr selten in den Genuss einer Matratze. Und sogar heute kommt es noch vor, dass ich nachts aus dem Bett steige, um auf dem Boden zu schlafen.

In unserem Zimmer war es absolut still. Von unten hörten wir nur die Geräusche des Fernsehers, den Charlotte zur Abendunterhaltung angeschaltet hatte. Ich lag im Bett und war absolut erschüttert. Es war, als ob ich aus einem schönen Traum erwacht wäre und nun in einer neuen, widerwärtigen Realität leben musste. Das, was an diesem Tag geschehen war, hatte bis dahin jenseits meiner Vorstellungskraft gelegen. Aber mir war vollkommen klar, dass es nicht das letzte Mal gewesen sein würde. Es gehörte wohl zum Älterwerden.

Es gab ein bestimmtes Lied aus dem Film *Aristocats*, das wir oft sangen: »Jeder will eine Katze sein.« Dieses Lied sang Karen auch jetzt, eine brüchige Stimme, die die Stille des dunklen Zimmers durchbrach. Sie sang ein paar Zeilen, ganz leise, um ja nicht gehört zu werden. Die Melodie beruhigte mich ein wenig, und als auch Lulu mit einfiel, musste ich sogar lächeln. Ihre Stimmen hörten sich eher wie ein Wispern als wie Gesang an. Bei der vierten oder fünften Zeile stimmte ich ebenfalls mit ein, und zusammen sangen wir den

Refrain, dann die nächste Strophe und noch eine, bis einer von uns mit den Lippen ein Pupsgeräusch machte und wir vor lauter Kichern nicht mehr weitersingen konnten.

Dann war Ruhe.

»Ich hau ab«, sagte Lulu in die Stille hinein.

»Psst«, zischte Karen.

»Ich mach es«, flüsterte Lulu. »Ich werde abhauen und mir andere Eltern suchen.«

»Sei still!«, zischte Karen beharrlich. »Du bringst uns nur in noch größere Schwierigkeiten.«

Vielleicht ahnte Lulu, dass der zurückliegende Tag nur der Anfang gewesen war, dass es noch weitaus schlimmer werden würde. Vielleicht wusste sie, dass es noch viele Nächte geben würde, in denen wir zusammen in der Dunkelheit liegen, unsere Wunden vergleichen und uns gegenseitig immer wieder den gleichen Satz an den Kopf werfen würden: »Reiß dich zusammen, du bringst uns alle in Schwierigkeiten.«

Am nächsten Abend ging Charlotte wieder auf die Mop Fair. Aber dieses Mal mussten wir nicht mit. Es war eine laue Oktobernacht, und von unserem Haus aus konnten wir den verheißenden Geräuschen des Rummelplatzes sehnsuchtsvoll lauschen.

Ein paar Tage später ließ mich Eunice zum ersten Mal einen Tag lang hungern. Mein Magen knurrte ununterbrochen. Das nächste Mal waren es zwei Tage. Und dann wurde es zur Normalität. Ich sollte die nächsten fünf Jahre hungern.

War ich damals wirklich schockiert? Hatte ich tatsächlich das Gefühl, dass Eunice die rote Linie überschritten hatte? Ich weiß es nicht, denn auch davor hatte es schon Bestrafungen gegeben. Eunice hatte nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass sie eine strenge Erziehung bevorzugte. Aber vor jenem Abend hatte es, wenn ich ungezogen gewesen war, tatsächlich nur den üblichen Klaps auf den Hintern gegeben. Die schlimmste Waffe, die sie davor jemals verwendet hatte, war wie gesagt der Hausschuh gewesen.

Aber ich gehe nur von mir aus. Nachdem Eunice ins Gefängnis gekommen war, tauchte in den Leitartikeln der Zeitungen immer wieder die Frage auf: »Wie kann so etwas geschehen?« und »Warum dauerte es so lange, bis es entdeckt wurde?« In diesen Artikeln — die ich nahezu gierig verschlang — wurden immer wieder die gleichen Misshandlungen beschrieben: mit Stöcken, Schmirgelpapier und mit Bleiche. Es gab auch Berichte über Misshandlungen seitens Eunice, die ich selbst nicht miterlebt hatte oder die zu einer Zeit geschahen, an die ich keine Erinnerung habe, weil ich noch zu klein war. Zum Beispiel der Zettel, den Mutter bei einer Zusammenkunft der Zeugen Jehovas an Karens Rücken befestigt hatte. Auf dem Zettel stand: »Dieses Kind ist böse. Nicht anschauen! Nicht ansprechen! Sie macht ins Bett und will immer im Mittelpunkt stehen.«

Nach der Verhandlung behauptete ein Zeuge Jehovas in der Lokalpresse, einen solchen Zettel habe es nie gegeben. In der nächsten Ausgabe wurde jedoch eine Frau zitiert, die den Zettel durchaus gesehen habe. Laut ihrer Aussage fand Eunice' »Zettelaktion« noch vor jenem Abend statt, an dem wir die Mop Fair besuchten.

Es gab auch Berichte darüber, dass jemand Zeuge geworden war, wie Mutter Karens Arm fast zerquetscht hatte — und das war auch in der Zeit vor jenem Abend geschehen. Vielleicht ahnte ich, dass dieser Tag kommen würde; vielleicht hatte sie die Linie ja schon

lange vorher überschritten. Aber bislang war ich nicht das Opfer ihrer Überschreitungen gewesen.

Heute fragen mich die Leute, ob an dem Tag, an dem sie die rote Linie überschritt, etwas Besonderes geschehen sei, etwas, was ihren plötzlichen Gewaltausbruch hätte erklären können. War er vielleicht auf Alkohol oder andere Drogen zurückzuführen? Oder auf eine Veränderung der persönlichen Lebensumstände?

Sie hat niemals Drogen genommen — zumindest habe ich nichts davon mitbekommen —, und sie trank auch nur sehr selten Alkohol. Das verbot ihr der Glaube. Zwar hatte sie schon zwei Ehen hinter sich, aber das lag lange zurück. Vielleicht hatte sich an jenem Abend tatsächlich etwas ereignet, was sie auf die Palme brachte, doch mit meinen fünf Jahren bekam ich es nicht mit. Etwas, was sie in die Sadistin verwandelte, die mich noch die nächsten elf Jahre quälen sollte.

Ich weiß es nicht. Vielleicht hatte sie sich ja auch nur auf jene rote Praline gefreut.

Am Anfang hielten wir drei, Karen, Lulu und ich, noch zusammen — die Art Zusammenhalt, die es wohl auch zwischen Gefangenen gibt. Als die Prügeleien und Hungerstrafen ein Teil unseres Lebens geworden waren, war Mutter dieser Zusammenhalt ein Dorn im Auge, und sie tat ihr Bestes, um ihn zu zerstören.

Wenn man mehrere Tage nichts gegessen hat, versucht man, Essen zu stehlen. Man sieht einen Brotlaib, von dem schon ein paar Scheiben abgeschnitten sind, streckt seine Hand aus, nimmt sich heimlich eine Scheibe und stopft sie sich schnell in den Mund. Was bleibt einem anderes übrig, wenn man unbedingt etwas in den Bauch kriegen muss? Und deshalb stahlen wir alle Essen, wenn uns Mutter hungern ließ. Aber sie zählte die Brotscheiben wie eine Besessene. Für gewöhnlich rief sie mich dann zu sich und konfrontierte mich mit meinem diebischen Verhalten:

»Mary-Beth behauptet, du hättest sie gestohlen. Sie hat dich dabei gesehen. Gibst du es zu?«

»Nein«, antwortete ich. Manchmal war ich es, manchmal auch nicht. Aber das war vollkommen egal — zumindest für sie.

»Du behauptest also, dass Mary-Beth eine Lügnerin ist? Willst du sagen, dass sie lügt? Willst du das wirklich?«

Das war ihre Masche, um uns gegeneinander auszuspielen. Sie stiftete einen Krieg zwischen uns an. Und es funktionierte. Wir waren aufeinander sauer, manchmal prügelten wir uns sogar. Ich glaube, das gefiel Mutter besonders gut. Vielleicht törnte es sie sogar an.

Wenn ich vorher behauptet habe, dass es zwischen uns dreien eine Art Zusammenhalt gab, so stimmt es eben nur zum Teil. Er war zwar vorhanden, wenn auch manchmal nur unter der Oberfläche, denn ich liebte meine Pflegegeschwister und liebe sie auch heute noch. Aber Mutter hetzte uns ständig gegeneinander auf, sodass wir letztendlich gegen die Leiden der anderen abstumpften. Zwar verglichen wir noch unsere Wunden, aber eher so, wie Kinder ihre Fußballsammelkarten vergleichen. Am Ende entwickelte jeder von uns seine eigene Methode, um mit dem, was geschah, zurechtzukommen. Wir hatten keine andere Wahl, es kümmerte sich ja niemand um uns. Die meisten Kinder gehen zu ihrer